



Es gibt wenige Studienplätze, dafür viele ausländische Ärztinnen und Ärzte wie Madalina Nussberger (r.).  
Fotos: Elena Aldo, PD

### Fabienne Riklin

Der Start ins Berufsleben war für Madalina Nussberger, die damals noch Rotaru hiess, hart. Sie war erst 25 Jahre alt, als sie direkt nach dem Medizinstudium ihre Heimat Rumänien verliess und im Spital Menziken AG eine Assistenzarztstelle antrat. Die Arbeit gefiel ihr, doch dass manche Patienten sich weigerten, mit ihr Hochdeutsch zu sprechen, traf sie. «Ich musste Pflegerinnen mit auf Visite nehmen, damit sie übersetzten», sagt Nussberger.

Sie begann an ihrer Zukunft in der Schweiz zu zweifeln, überlegte zurückkehren – und blieb schliesslich trotzdem. Nach zwei Jahren in Menziken wechselte sie an die Kantonsspitaler Aarau und St. Gallen und wurde zur Fachärztin in Rheumatologie. «Ich bin ehrgeizig. Ich wollte es unbedingt schaffen», sagt Nussberger.

Seit Rumänien 2007 der EU beigetreten ist und alle Mitgliedsstaaten die Universitätsabschlüsse anerkennen, zogen Tausende nach Westeuropa, um dort zu arbeiten. Vor allem nach Frankreich und Deutschland. Und seit die Schweiz die Personenfreizügigkeit für Rumänien schrittweise ausgedehnt hat und diese seit Mitte 2019 uneingeschränkt gilt, sind sie vermehrt auch hierzulande anzutreffen.

Heute stammen drei von vier neu zugelassenen Mediziner aus dem Ausland. Mittlerweile liegt Rumänien bei den Her-

kunftsändern der eingewanderten Ärztinnen und Ärzte nach Deutschland, Italien und Frankreich auf dem 4. Platz. In den vergangenen zehn Jahren haben 1296 Rumäninnen und Rumänen ihr Diplom in der Schweiz anerkennen lassen.

### Fatal fürs rumänische Gesundheitswesen

Gleichzeitig klafft in ihrer Heimat eine immer grössere Lücke in der Gesundheitsversorgung. Darunter leiden vor allem die Menschen auf dem Land. Manche Regionen gälten als eigentliche «Medizinwüsten», sagt Cristina Vladu, eine auf Public Health spezialisierte Ärztin, die für die Weltbank oder Unicef gearbeitet hat. «Etwa 500 Gemeinden sind derzeit ohne Grundversorgung.»

Die Hauptgründe, warum junge Ärztinnen und Ärzte in die grossen Städte oder ins Ausland ziehen, sind Vetternwirtschaft sowie schlechte Bezahlung und Infrastruktur. So war es auch bei Madalina Nussberger. «Theoretisch haben wir alles gelernt, doch gewisse Untersuchungs- und Operationsgeräte sind nur in den Zentrumsspitaler verfügbar», sagt sie. Das erschwere die Arbeit und könne frustrierend sein.

«Ich kann niemandem verbieten, im Westen einen Job zu suchen», sagt Cristina Vladu. «Würden sie ins Ausland gehen, Erfahrungen sammeln und wieder zurückkehren, wäre alles nicht so tragisch.» Doch die

# Mediziner aus Rumänien sollen es richten

**Ärztemangel** Drei von vier neu zugelassenen Ärztinnen und Ärzten stammen aus dem Ausland. Unter den Top 4 Herkunftsländern ist neu auch Rumänien. Die Forderungen, endlich selber mehr Personal auszubilden, werden lauter.

meisten bleiben, und das sei für das rumänische Gesundheitssystem verheerend.

Dass die Schweiz auf rumänische Ärzte zurückgreift, stösst auf Kritik. Martin Leschhorn von Medicus Mundi Schweiz, einem Netz von Entwicklungshilfeorganisationen im Gesundheitsbereich, sagt: «Seit deutsche Mediziner weniger leicht zu bekommen sind, bedient sich die Schweiz nun bei den Schwächsten.» Es sei nicht fair, wenn die ärmeren Län-

der der EU die Ausbildungskosten übernehmen und die Schweiz dann die fertigen Ärztinnen und Ärzte anstelle.

Tatsächlich würde es hier – insbesondere nach der Corona-Krise – nicht an interessierten Studierenden mangeln. Über 7000 meldeten sich vergangenes Jahr für ein Medizinstudium an, Platz gab es allerdings nur für 2172. Daher müssen die Unis stark selektionieren. In der Westschweiz passiert dies nach den

ersten beiden Semestern, in der Deutschschweiz mittels Numerus clausus, einer Mischung aus Wissens- und IQ-Test, an dem im Jahr 2022 63 Prozent scheiterten.

Felix Eymann ist Präsident der Medizinischen Gesellschaft Basel und hat bis letztes Jahr an der Uni Basel die Staatsexamen abgenommen. Er sagt: Der Numerus clausus gehört abgeschafft. «Viele gute Medizinerinnen und Mediziner werden durch diese perfide Prüfung ausgesiebt. Das können wir uns schlicht nicht mehr leisten.»

Stattdessen schlägt er ein halbjähriges Praktikum vor. «Dadurch könnte deutlich besser beurteilt werden, wer sich auch tatsächlich für die Arbeit mit Patientinnen und Patienten eignet.» Eymann ist überzeugt: Dadurch würde sich auch eher Personal finden lassen, das nicht nur in den prestigeträchtigen Disziplinen arbeiten will, sondern auch in der Grundversorgung tätig wäre. Ebenfalls könnten durch das Praktikum Engpässe im Pflege- oder Ambulanzbereich behoben werden.

### Ärztemangel, aber nicht überall

Philippe Luchsinger, Präsident der Haus- und Kinderärzte Schweiz, sieht dies ähnlich: «Es würde helfen, dass wieder mehr breit Interessierte und Begabte ausgebildet werden, und das nicht nur wissenschaftlich, sondern auch menschlich-ethisch.»

Dennoch ist man sich in der Ärzteschaft einig: die Art des Tests allein löst das Problem nicht. Es muss vor allem mehr Personal ausgebildet werden.

Längst nicht in allen Regionen und Fachrichtungen besteht tatsächlich ein Ärztemangel. Gesucht sind vor allem Grundversorger in ländlichen Regionen. Doch diesen Bedarf decken die zugewanderten Mediziner oft nicht ab. Sie drängen überdurchschnittlich oft in die Spezialdisziplinen in den grossen Spitalern, während bei den ausgebildeten Schweizerinnen und Schweizern immerhin 40 Prozent in die Grundversorgung gehen.

Insgesamt sind hierzulande 38'500 Mediziner registriert, vor gut zehn Jahren waren es noch 30'000. Für eine frei werdende Stelle braucht es heute 1,3 Personen, um sie zu besetzen, weil die jüngere Generation oft nicht mehr bereit ist, Überstunden zu machen, oder insbesondere Frauen im Beruf gerne Teilzeit arbeiten wollen.

Zwar hat die Schweiz eine Ausbildungsoffensive gestartet, die zum Ziel hat, mit 100 Millionen Franken bis 2025 jährlich 1300 Masterabschlüsse in Humanmedizin zu erreichen. Heute werden rund 1100 solcher Abschlüsse erzielt. Zu wenige, um das Problem ohne weitere Zuwanderung lösen zu können. Gemäss Hausarzt-Experte Luchsinger bräuchte es mindestens dafür 2600 neu Diplomierte pro Jahr.

## Der rätselhafte Spot vor der «Tagesschau»

**Fernsehwerbung** Eine Sicherheitsfirma wirbt auf SRF zur besten Sendezeit. Wer steckt dahinter? Und wer braucht in der Schweiz überhaupt Personenschutz?

«Wer im Licht der Öffentlichkeit steht, sollte sich vor den Schattenseiten schützen können», sagt die Stimme aus dem Off. Ein Mann in Anzug und Krawatte steigt in die wartende Limousine, entflieht dem Blitzlicht der Paparazzi. Er trägt eine Sonnenbrille, mitten in der Nacht. Der Mann greift auf dem Rücksitz in eine Schale mit Nüsschen, nippt an einem Glas mit Zitronenschnitt, gönnt sich einen Powernap – während der Wagen Richtung Tessin gleitet. Der schwarze Mercedes mit St. Galler Kennzeichen hält vor einem Hotel: Flankiert von sieben Bodyguards, spaziert der Mann durch

den Park. «Schützen Sie sich!», sagt die Stimme aus dem Off.

Der Spot, der seit Februar zur besten Sendezeit auf den Kanälen des Schweizer Fernsehens läuft, wirft Fragen auf. Wer sind die «diskreten und zuverlässigen Profis der Vüch AG», die hier so gar nicht diskret für sich Werbung machen? Und wer braucht hierzulande überhaupt Personenschutz?

### Je nach Auftrag mit Pistole oder Schlagstock bewaffnet

Die Firma Vüch (Sicherheit ist alles.), 400 Mitarbeitende, mit Hauptsitz in St. Gallen, gibt sich verschwiegen. «Das dürfen wir



Ein Bodyguard kosten bis zu 105 Franken pro Stunde.

aus einsatztaktischen Gründen nicht kommunizieren», sagt Mediensprecher Roland Pleithner auf die Frage, wer den Begleitschutz und Fahrservice in Anspruch nehme.

Aber: Die Nachfrage steige stetig. Grund dafür seien «die zuneh-

mende Verrohung der Gesellschaft und die Bereitschaft zur Gewalt». Es seien in erster Linie «Personen von öffentlichem Interesse», Musiker, Schauspieler, die unbehelligt zu ihrem Engagement und zurück ins Hotel wollen. Und wohl nicht zuletzt Wert auf den

grossen Auftritt legen. Zur Kundschaft zählten auch Politiker, Wirtschaftsvertreter oder reiche Feriengäste, die sich auf Shoppingtour von einem breitschultrigen Mann begleiten lassen wollen. Oder die Frau, die sich aus Angst vor dem Noch-Ehemann von einem Bodyguard zum Scheidungstermin bringen lässt.

Je nach Auftrag seien die Personenschützer mit Pistole, Flinte, Schlagstock oder Pfefferspray bewaffnet. Sie könnten sich jeder Gegebenheit anpassen, seien für jeden Anlass passend gekleidet, mal in Uniform, mal im Anzug oder sportlich-leger. So ein wandelbarer Sicherheits-

dienstmitarbeiter kostet je nach Auftrag zwischen 55 und 105 Franken pro Stunde. Dazu kommen die Kosten für die schwarze Luxuslimousine, selbstverständlich seien alle Fahrzeuge gepanzert. So kann der VIP auch in der Schweiz sicher durch die Problemviertel jeder Grossstadt gefahren werden.

Beim Mann im Werbespot handelt es sich übrigens nicht um eine Berühmtheit, sondern um einen Mitarbeiter der Vüch AG – unter Umständen eine wichtige, aber nicht ganz so wichtige Person.

Chris Winteler